

Besprechungen

Religionsgeschichte

Die Liebe zu Gott in den nichtchristlichen Religionen. Die Tatsachen der Religionsgeschichte und die christliche Theologie. Von Thomas Ohm O. S. B. (544 S.) Krailling vor München 1950, E. Wewel. Geheftet DM 19.—, Geb. DM 22.—.

„Der Glaube, daß ein Gott existiert und Vergelter und Heilbringer ist, ist viel verbreiteter, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann den Monotheismus ruhig als den Ur- und Allgemeinbesitz der Menschheit hinstellen“ (S. 442). Das ist das Ergebnis, zu dem Ohm durch seine Forschungen gelangt ist, die sich auf eine staunenswerte Kenntnis der Literatur und auf persönlichen Verkehr mit Nichtchristen in Asien und Afrika stützen. In allen Religionen, von den Naturvölkern bis zu den Hochreligionen, findet sich das Element der dankbaren und vertrauenden Liebe, so sehr es in manchen hinter der Furcht zurücktritt. Eine Religion reiner Furcht wäre ja auch sinnlos. Selten hingegen sind die Religionen, die die selbstlose Liebe zu Gott predigen. Die schönsten und reinsten Beispiele bieten die indischen Bhakti-Religionen und der islamische Sufismus. Ohm führt wunderbare Gebetstexte aus diesen Religionen an. Allerdings bleibt auch diese Liebe Sache von einzelnen, wie umgekehrt auch in den anderen Religionen sich dieser oder jener zur selbstlosen Gottesliebe erhebt, ohne daß dies bekannt wird. Bei aller Schönheit und Erhabenheit unterscheidet sich die indische Bhakti wie auch die sufistische Mystik von der christlichen Gottesliebe dadurch, daß diese unzertrennlich mit der Liebe zum Nächsten verbunden ist, während bei jenen dieser Zusammenhang fehlt. Sie bewegen sich deshalb leicht in gefährlicher Nähe zu einem kosmischen Pantheismus, der das sittliche Streben zu sehr vernachlässigt, ja sogar zuweilen die Gottesliebe nur als vorletzte Stufe ansieht, die durch Aufgehen der eigenen Person im unpersönlichen Göttlichen überwunden werden soll. Die Liebe Gottes zu jedem Menschen wird entsprechend weniger betont oder für unmöglich erklärt. Hier ist offenbar wenigstens im sprachlichen Ausdruck das Einssein des Miteinander zwischen Personen mit dem Einswerden durch Aufgehen in einem andern, wie es dem Stoff und dem leiblichen Leben entspricht, verwechselt worden. Der pantheisierende Ausdruck braucht deswegen nicht immer wirklichen Pantheismus zu bedeuten. Immerhin ist wohl anzunehmen, daß sich infolge der Leibgebundenheit des Menschen leicht auch ein solches Moment in die Religion einschleicht; die starke, oft einseitige Gefühlsbetontheit der Bhakti und der islamischen Mystik

spricht sehr dafür. Auf die reiche Sammlung religionsgeschichtlicher Beispiele folgt ein theologischer Teil, wo Ohm die Fragen bespricht, die sich aus den Tatsachen ergeben. In wohlthuender Weise hält sich sein Urteil frei von jeder Einseitigkeit und Übertreibung. So sieht er weder nur Teufelswerk und sündiges Tun in den nichtchristlichen Religionen, noch verkennt er bei aller aufrichtigen Bewunderung ihrer schönen Seiten ihre Schwächen. Es ist nicht katholische Lehre, daß die nichtchristlichen Religionen nur Irrtum enthalten und daß Gott außerhalb der Kirche keine übernatürlichen Gnaden mitteilt. Mit praktischen Folgerungen für die christliche Missionstätigkeit schließt das schöne und reiche Werk ab, das man allen, die sich für das religiöse Streben der Menschheit aus irgendeinem Grund interessieren, aufs wärmste empfehlen kann.

A. Brunner S. J.

La Conversion au Christianisme durant les premiers siècles. Von Gustave Bardy. (356 S.) Paris 1949, Aubier (Edition Montaigne).

In diesem Werk wird religionsgeschichtlich und religionspsychologisch die Bekehrung des antiken Heidentums zum christlichen Glauben untersucht. Als erster Schritt dazu wird die weltanschauliche Konversion vorchristlicher Zeit geprüft: die Konversion im Rahmen der antiken griechisch-römischen und östlichen Religion, die Hinwendung zur Weltweisheit und die Bekehrung zum Judentum.

Den alten heidnischen Religionen, sei es im Osten, sei es im Westen, ist es eigentümlich, daß sie an Sippe und umgrenzte bürgerliche Gemeinwesen (die civitas) gebunden waren. Ihre Gottheiten waren Stammes- und Volksgötter. Der dadurch bedingte Relativismus machte eine Konversion an und für sich unnötig, erschwerte sie aber, wenn jemand sie doch vollziehen wollte, weil es gleichzeitig die Aufgabe des eigenen und die Annahme eines fremden Volkstums bedeutete.

Im Zeitalter der hellenisch-orientalischen Mischkultur verlor sich die sippenmäßige, nationale oder lokale Umgrenzung der Gottheiten und Gottesverehrungen. Es blieb jedoch der religiöse Relativismus und es blieb auch der geringe ethische Gehalt der mythischen Religionen. Daher gab es zwar häufig „Bekehrungen“, aber sie waren meist oberflächlich, hingen an Riten und Zeremonien und waren unfähig, den Konvertiten geistig-sittlich umzugestalten. Es waren also keine wahren Bekehrungen.

„Echt“ waren dagegen viele „Konversionen“ zur Philosophie. Von Pythagoras von Samos bis zu den spätantiken Stoikern und Kynikern sind im hellenischen Raum immer wieder Weise aufgestanden, die neben der

theoretischen, mathematischen, physikalischen oder logisch-metaphysischen Verstandesbildung die sittliche Persönlichkeit als Erziehungsideal hatten. Aufs ganze gesehen aber versagte die Philosophie. Sie war zu sehr Vorrecht der höheren Klassen, und auch in ihren Besten zu sehr stolzes, abgesonderetes Edelmenschen-tum, zu wenig Güte und Tat der Liebe. So blieb der Kreis ihrer Wirkung beschränkt.

Die Konversionen zum Judentum sind höherer Art und vollziehen sich bisweilen in völliger religiöser und sittlicher Sinnesänderung. Aber an der geistigen Enge des rabbinischen Denkens und wohl aus dem Wesen der israelitischen Gesetzesreligion überhaupt mußte die Heimholung des Heidentums ins Reich Gottes hebräischer Gestalt mißlingen.

Vom vierten Kapitel ab behandelt der Verfasser die Bekehrung zum Christentum: ihre Beweggründe, ihre Bedingungen von seiten der Kirche, ihre Hindernisse — die Missionsmethoden und schließlich noch das Problem der Glaubensverleugnung im jungen Christentum. Als Beweggründe der Bekehrung werden u. a. aufgezählt: Durst nach Wahrheit, Befreiung von der blinden Macht des Schicksals und von der Sünde, die christliche Sittenreinheit und Heiligkeit, die Wunderzeichen.

Das Buch gehört in der klaren Gliederung und geordneten Fülle des Stoffes, der Knappheit und Einfachheit der Darstellung zu jenen literarischen Neuerscheinungen, die über den engen Kreis der Fachwissenschaftler hinaus die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdienen.

G. F. Klenk S. J.

Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen. Von Rudolf Bultmann. (261 S.) Zürich 1949, Artemis-Verlag.

Bultmann ist protestantischer Theologe und bekannt als Verfasser verschiedener religionsgeschichtlicher und bibelwissenschaftlicher Werke.

Die biblische Geschichte und das christliche Glaubensgut sollen in der Gesamtheit und Einheit der geschichtlichen Erscheinungen, die sie umgeben und die ihnen vorausgingen, betrachtet und kritisch untersucht werden. Sicher ist diese Betrachtungsweise geeignet, auf viele Züge des Alten und Neuen Bundes ein neues Licht zu werfen. Tatsächlich ist sie nicht immer der Gefahr entgangen, auch das unableitbar Übernatürliche im Alten und Neuen Testament in natürliche Entwicklungen der Geistes- und Religionsgeschichte aufzulösen oder biblische Berichte in historischer Kritik ungebührlich zu „reduzieren“.

Daß gerade Bultmann dieser Gefahr nicht entgangen ist, beweist auch das vorliegende Buch. Er rückt in manchen, auch wichtigen Punkten die paulinische und johanneische Verkündigung viel zu nahe an gnostische

Vorlagen heran und urteilt über das Selbstzeugnis Jesu: „Im Grunde ist also er selbst in seiner Person das ‚Zeichen der Zeit‘. Indessen ruft er nicht zum ‚Glauben‘ an seine Person und proklamiert sich nicht etwa als den Messias. Er weist vielmehr auf diesen, den ‚Menschen‘ als den Kommenden hin, als auf einen andern“ (S. 100). Auf diesem Hintergrunde ist es dann auch nicht mehr verwunderlich, daß für Bultmann das Osterwunder, die Auferstehung identisch ist mit dem Wunder des Osterglaubens.

Muß man Bultmanns Einstellung zu den urchristlichen Zeugnissen der Offenbarung ablehnen, so kann man vieles, was er über das Verhältnis des Urchristentums zu Griechenland und Hellenismus schreibt, durchaus anerkennen. Bemerkenswert ist z. B. folgender Passus: „Es ist klar, daß das urchristliche Verständnis des Menschen dem der griechischen Tradition radikal entgegengesetzt ist: der Mensch versteht sich nicht als ein Fall des allgemeinen Menschseins, das seinerseits wiederum ein Fall des kosmischen Seins überhaupt ist; er flüchtet sich nicht aus der Problematik der je eigenen Existenz in die Anschauung des kosmischen Gesetzes, der kosmischen Harmonie“ (S. 200).

Freilich muß man hier beifügen, was aus Bultmanns Buch zur Genüge hervorgeht, daß nämlich diese Flucht im Laufe der Jahrhunderte immer weniger Erfolge hatte und in der antiken Spätzeit einfach gescheitert ist.

Der Verfasser hat die Zeit des vorchristlichen griechisch-hellenistischen Advents oft in erstaunlicher Tiefe begriffen, und seine Ausführungen über diese religiös-kulturelle Vorzeit und Umwelt des Christentums bieten in manchen Stücken einen meisterhaft gezeichneten Rahmen für die Erscheinung des Neuen, des christlichen Gedankens. Um so bedauerlicher ist es, daß er für den Aufgang eben dieses Neuen, des christlichen Morgenlichtes, keine entsprechende Schkraft besitzt.

G. F. Klenk S. J.

Das Weltbild des heiligen Augustinus. Von Theodor Philips. (184 S.) Stuttgart 1949, S. Hirzel. Geb. DM 6.—.

Das Buch Theodor Philips „Das Weltbild des hl. Augustinus“ ergänzt Bultmanns „Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen“ insofern, als hier in einfacher, aber ansprechender und gedankenreicher Weise das Bild eines Menschen gezeichnet wird, der auf der Grenzscheide zwischen Antike und christlichem Abendland geboren worden ist. Er nimmt den ganzen Kulturreichtum der alten Welt mit glühender Seele in sich auf, dem geistigen Eros Platons ebenso zugehen wie der sinnlichen Schönheit, welche die Dichter besingen, und findet nach vielen Irrungen und Wirren den Weg zur christlichen Kirche.